Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 39 (1959-1960)
Heft: 12

Rubrik: Umschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Aus dem ABC der englischen Zeitschriften

A wie *Afrika:* Schon Monate bevor sich das politische Interesse der Engländer auf den Schwarzen Kontinent konzentrierte und Macmillan mit seiner Afrika-Reise den politischen Takt des Afrika-Jahres 1960 anschlug, hatten englische Zeitschriften vorgearbeitet. «Twentieth Century», eine Monatsschrift, die in letzter Zeit durch eine Reihe von interessanten Heften über Einzelthemen in den Vordergrund gerückt ist, brachte im April 1959 ein Sonderheft «The New Africa» heraus, in dem weiße und schwarze Fachleute die Rolle der Siedler, das Dilemma der afrikanischen Elite («Männer in zwei Welten») untersuchten, in dem Tom Hopkinson, Redaktor des «Drum», der verbreitetsten afrikanischen Zeitschrift, und Ulli Beier, ein Lektor in Nigeria, das Gesicht der afrikanischen Literatur englischer Sprache beschrieben, das ganz anders sei als das der «verwestlichten» afrikanischen Literatur französischer Sprache. Ferner ging Dr. Roland Oliver den Anfängen des afrikanischen Nationalismus nach, die nicht politisch, sondern christlich geprägt waren: «Afrikaner sehen nicht die Logik ein, wenn von den Missionaren die Verantwortung für die Dinge, die Gottes sind, übernommen wird und wenn der Rappen in der Hand Cäsars gelassen wird.» Zu diesem Sonderheft, zusammengestellt von Anthony Sampson, der soeben die sehr nützliche Übersicht «Common Sense about Africa» (Gollancz) veröffentlicht hat, bildete eine mehr wirtschaftlich ausgerichtete Sonderbeilage des «Economist» über «African Revolution» (13. Dezember 1958), die notwendige Ergänzung, den Dämpfer auf überspannte Illusionen. Denn der «Economist» schätzte, beispielsweise, daß zur Modernisierung eines schwarzen Landes etwa 15 Prozent des Nationaleinkommens produktiv investiert werden müßten und errechnete gleichzeitig, daß diese Marge bisher nur in der Zentralafrikanischen Föderation, in der Südafrikanischen Union und im Kongo erreicht worden sei. Zusammengenommen bildeten das Sonderheft und die Beilage eine wichtige Fortsetzung zu Lord Haileys Handbuch «African Survey», das noch immer die Afrika-«Bibel» für weiße und schwarze Nationalisten ist.

D wie *Disengagement:* Dieser Begriff hat sich nach Macmillans Moskaureise auch in die offizielle politische Argumentation eingeschlichen und, vieldeutig wie er ist, Verwirrung gestiftet. (Von jenen Befürwortern, die eine gerade Linie vom Eden-Plan für eine «entmilitarisierte Zone» in Mitteleuropa zu Macmillans militärisch «eingefrorener Zone» sehen und die in diesen Plänen ein Vehikel zur Erreichung der deutschen Wiedervereinigung vermutet haben, wird oft übersehen, daß Eden seinen Plan im Juli 1955 im Unterhaus nur als einen «begrenzten Abrüstungsvorschlag» dargestellt hat, der keinerlei Bezug haben könne [und sollte] auf die ausstehenden politischen Lösungen in Mitteleuropa.) Die «Risiken im Disengagement» wurden im April 1959 in «World Today» untersucht, einer Monatsschrift, die vom «Royal Institute of International Affairs», dem Chatham House, herausgegeben wird, und die wegen ihrer konzisen und souveränen Analysen internationaler Entwicklungen Pflichtlektüre politisch Interessierter sein sollte. Die Analyse des Disengagement kam zu dem Schluß, daß heutzutage nicht nur für die «militärische», sondern auch für eine «politische» Neutralisierung Deutschlands nichts mehr von Moskau erkauft werden könne, und sie macht deshalb die Lektüre des Wälzers mit 448 Seiten, den der militärische

Kommentator Eugen Hinterhoff soeben über «Disengagement» veröffentlicht hat, geradezu überflüssig. Im Mai 1959 wurde von «World Today» die «Deutsche Frage und das Problem der europäischen Sicherheit» und im Juli die aussichtslose Lage des «Deutschlands-Problems» untersucht: «Die Situation in Deutschland läßt sich mit der der Iberischen Halbinsel im Mittelalter vergleichen. Die Reconquista begann erst, als die Machtdynamik der arabischen Eroberer abzuebben begann» — kurz, die Analytiker des (politisch unabhängigen) «Royal Institute of International Affairs» haben im vergangenen Jahr jenen Optimismus über Möglichkeiten einer «Entspannungspolitik» in Mitteleuropa nicht geteilt, der im Unterhaus auf beiden Seiten wiederholt zur Schau gestellt worden ist.

E wie *Elite:* Oder genauer, mit dem nglischen Begriff, das «Establishment». Den Bericht des Tribunals, das angebliche Unregelmäßigkeiten bei der Diskontsatzerhöhung im Jahre 1957 untersucht hatte, haben zwei jüngere Soziologen der Universität Manchester, Tom Lipton und Shirley Williams, zum Anlaß genommen, um einmal die verwandtschaftlichen und gesellschaftlichen Verflechtungen unter prominenten Persönlichkeiten der City, der Politik und der Verwaltung zu untersuchen. Ihre Abhandlung — die allererste über dieses Thema! — ist in der Zeitschrift «Manchester School of Economics and Social Studies» (Januar 1959) veröffentlicht worden. Die Untersuchung, eine beschwerliche, weil sich das englische «Establishment» dem Soziologenzugriff geschickter und absichtsvoller entzieht als die Gesellschaftsspitzen anderer Länder, enthält 24 Stammbäume, Tabellen über die Klubmitgliedschaft und den Erziehungsgang von etwa 500 «Top-Decision-Makers». Der Grad der Herkommensidentität und verwandtschaftlichen Verwobenheit ist einzigartig und erlaubt Schlußfolgerungen über die englische Elite, die «gewachsen» ist und nicht sich selbst gemacht hat.

I wie *interessant:* Nach wie vor ist die lebhafteste englische Zeitschrift «Encounter», das englische Gegenstück zum deutschen «Monat» und den französischen «Preuves». Es ist unmöglich, aus der Fülle der interessanten Veröffentlichungen, die jeweils Themen der öffentlichen Diskussion pointieren und ausweiten (oder sogar erzeugen), einzelnes herauszugreifen. Die Sicht dieser soziologisch orientierten, politisch links von der Mitte stehenden Zeitschrift ist weniger insular, ist kontinentaler geworden, seit Melvin J. Lasky nicht nur in Berlin den «Monat» redigiert, sondern auch vom Londoner Haymarket aus «Encounter» steuert.

M wie «*Motropolis*»: Unter diesem Titel widmete «Architects Journal» (Okt. 1959) ein vortrefflich redigiertes, pamphletartig geschriebenes Sonderheft der motorisierten Stadt, der britischen Verkehrskalamität, die sich schwerlich übertreiben läßt in einem Lande mit der höchsten Verkehrsdichte der Welt auf den Straßen, mit einem unzureichenden Fernstraßen-Bauprogramm, mit einer Scheu vor Verkehrsplanung und mit einer stetig steigenden Automobilproduktion. Unter Verwendung englischen und amerikanischen Materials ist ein Heft entstanden, das instruktiv und abschreckend zugleich ist. Da zugleich ein lehrreiches Beispiel systematischer Verkehrsplanung in einer der sogenannten «neuen Städte» Englands, in Cumberland, dargestellt wird, wo Stadtplaner, Verkehrsingenieure und Architekten gemeinsam eine Untersuchung durchgeführt haben, ist «Motropolis» auch für Leser in solchen Ländern von Interesse, in denen der Fußgänger noch nicht als ein Automobilist definiert wird, der seinen Wagen in der Garage gelassen habe.

T wie *technische Erziehung:* Scharfe Kritik am Stand der technischen Forschung und Lehre übte der Physiker Dr. Bertrand Bowden, Rektor des «College of Technology» in Manchester, in einem längeren, grundsätzlichen Aufsatz in «Universities Quarterly» (Winter 1959). Er wies auf das Fehlen technischer Universitäten in England hin; er warnte, daß England mit 1815 Studenten pro

1 Million Einwohner mit seiner Universitätsbevölkerung an 25. Stelle liege (Schweiz: 3200 Studenten pro 1 Mill.). Die staatliche Finanzhilfe für die Universitäten sei unzureichend — geringer als die Subventionen, die den Eierproduzenten gewährt werden. Vor allem die Zusammenarbeit zwischen Universität, Industrie und den staatlichen Forschungsstellen lasse zu wünschen übrig. «Erstmals in unserer Geschichte hängt der Fortbestand des Landes von den Universitäten ab.» Diese Abraham-a-Santa-Clara-Predigt, die auf Englands härtestes Problem verwies — auf den Stand der technischen Erziehung im Jahre 1960, zu dessen Ende die Bevölkerung des Vereinigten Königreiches größer sein wird als die des verbliebenen Empire, so daß hinfort nicht mehr «Verwalter», sondern Techniker ins Commonwealth hinausgeschickt werden müssen —, löste in der englischen Öffentlichkeit ein Aufmerken aus.

V wie *Verteidigung:* Gegen die pure Strategie der atomaren Abschreckung, die Großbritannien mit dem Verteidigungsweißbuch von 1957 zur offiziellen Politik erhoben hat, sind im vergangenen Jahr verschiedentlich «offiziöse» Bedenken vorgebracht worden — Bedenken über den gleichzeitigen Abbau der konventionellen Streitkräfte. In einem Sonderheft, das «Political Quarterly» (Januar/März 1960) den britischen Verteidigungsproblemen gewidmet hat, überwiegen die häretischen Argumente. Alastair Buchan, der Direktor des neugeschaffenen «Institute for Strategic Studies», und andere Mitglieder des Chatham Houses untersuchen das Verhältnis von atomaren und konventionellen Streitkräften, die finanzielle Seite in der britischen Verteidigungsplanung, und sie versuchen, eine Definierung der sogenannten «britischen Interessen». Die Schlußfolgerung ist, daß Großbritannien besser einen angemesseneren Beitrag in konventionellen Streitkräften an die Nato liefern sollte und daß es sein «unabhängiges» atomares Abschreckungspotential aufgeben, auch die «Schwert»-Streitkräfte der Nato unterstellen sollte. Das bemerkenswerte Heft, das jene Debatte einleitete, die sich am diesjährigen Verteidigungsweißbuch entzündet hat, enthält ferner auf 15 Druckseiten eine nützliche Übersicht über «die militärische Stärke der Nato-Länder und der UdSSR» — Informationsmaterial, das vom «Royal Institute for Strategic Studies» zusammengestellt worden ist und auf der Pariser Nato-Konferenz im Dezember 1959 von Delegierten eingesehen und in seiner Richtigkeit nicht dementiert worden sein soll.

Z wie *Zahlen:* Eine Fragebogenerhebung unter Cambridge-Studenten — die zweite ihrer Art, die erste gründlicher durchgeführte —, deren Ergebnis im 16. Heft der Zeitschrift «Cambridge Opinion» veröffentlicht und kommentiert worden ist, liefert eine Art Röntgenbild des «Oxbridgeaners», des Studenten an den beiden tonangebenden englischen Universitäten. Einige der statistischen Angaben über politische Ansichten, sozialen Hintergrund der Studierenden sind überraschend. So, wenn sich beispielsweise ergibt, daß 57 Prozent zu den Konservativen, 11 Prozent zu Labour, 11 Prozent zu den Liberalen hinneigen, der Konservativismus in «Oxbridge» also unvergleichlich stärker ist als auf der Insel; daß die Hälfte der Befragten regelmäßige Kirchgänger sind; daß 44 Prozent der Ansicht sind, Professoren hätten kein Recht auf ein eigenes Leben und daß von ihnen erwartet werden könne, daß sie ihre Freizeit dem «gesellschaftlichen» Betrieb mit den Studenten widmen. Das Heft beweist in Zahlen, daß sich in den letzten zwei Jahrzehnten in «Oxbridge» wenig geändert hat.

Alfred Schüler

Dürrenmatts «Besuch der alten Dame» in Mailand

Das neue Jahr begann in Italien im Zeichen der Schweizer Literatur: die Verleger Feltrinelli in Mailand und Einaudi in Turin veröffentlichten verschiedene Werke Max Frischs und Friedrich Dürrenmatts und bereiteten dadurch die Interessierten auf die italienische Erstaufführung der tragischen Komödie *Der Besuch der alten Dame* vor, die am 31. Januar vom *Piccolo Teatro* der Stadt Mailand inszeniert wurde. Am Tag vor der Premiere stellte sich Dürrenmatt im Teatro Gerolamo drei Literarhistorikern bzw. Kritikern zu einem Interview. Wie nicht anders zu erwarten war, weigerte er sich auch hier, das «Ei der Erklärung» zu legen und bestand mit Nachdruck auf der dramaturgischen Notwendigkeit der Einfälle, die unter anderem dazu beitragen, den vielleicht bei der Exposition ins Auge springenden «Sinn» der Komödie allmählich wieder verschwinden zu lassen. An dem massiven und auf der Hand liegenden gesunden Menschenverstand des Befragten zersplitterten alle Pfeile intellektuellen Scharfsinns, und die herzerfrischende Offenheit, mit welcher der Autor seinen Zuhörern erklärte, er sei aus finanzieller Notwendigkeit zur Literatur gekommen, hatte etwas Entwaffnendes.

Angesichts dieser Urwüchsigkeit des Schriftstellers mußte die tags darauf aufgeführte Komödie überraschen. Der Regisseur *Giorgio Strehler*, der es laut Siegfried Melchinger fertiggebracht hatte, bei seiner berühmt gewordenen Vorstellung von Goldonis «Diener zweier Herren» aus Harlekin eine an Picassos Gemälde erinnernde Maschine zu machen, entfernte aus Dürrenmatts Theaterstück mitleidlos alles komische Beiwerk und legte die Linienführung der Handlung mit geradezu mathematischer Genauigkeit bloß. Der bodenständige Berner Humor, der so üppig zwischen den Zeilen von Dürrenmatts Komödie wuchert, wurde von Strehler auf ein Mindestmaß beschnitten, so daß verschiedene glänzende Einfälle des «etwas wirren Naturburschen», als den sich der Autor zu bezeichnen beliebt, einfach unter den Tisch fielen. Selten wurde bei der Aufführung einer Komödie — und sei es auch einer «tragischen» Komödie — weniger gelacht. Humor konnte bei einer derart abstrakten und nüchternen Regie nicht gedeihen, und die witzigen Bemerkungen hatten eine so schneidende Schärfe, daß sie eher eine Gänsehaut als Gelächter zur Folge hatten. Typisch für die Mailänder Regie ist die Tatsache, daß bei den Szenen im Konradsweilerwald die Güllener nicht Bäume spielen und niemand mit einem rostigen Schlüssel auf eine alte Tabakspfeife klopft, um die Gegenwart des Spechts anzudeuten. Die Szene zwischen Ill und Claire wirkt aber trotzdem nicht peinlich, denn wie könnte bei der eisigen Kälte, mit der Sarah Ferrati die Titelrolle interpretierte, der Eindruck entstehen, daß es sich bei den Worten Ills um einen «Annäherungsversuch» handle.

Wie diese wenigen Hinweise zeigen, wurde dem Wunsch Dürrenmatts, «in die Richtung von Volksstücken hin» interpretiert zu werden, nicht entsprochen — und doch war die Aufführung ein Erfolg! Das Publikum des Piccolo Teatro hat sich nämlich längst an kühnste Umdeutungen von Bühnentexten gewöhnt (die «Coriolan»-Inszenierung stellt in dieser Richtung geradezu einen Grenzfall dar!). Für Strehler ist der Buchstabe des Dichters Rohmaterial, mit dem er weitgehend nach eigenem Gutdünken schaltet und waltet, meist nicht durch Eingriffe in den Wortlaut des Werks, sondern fast ausschließlich durch eine meisterhafte Verteilung der Akzente (so wurden bei der Aufführung der «Alten Dame» jedesmal durch ein geschicktes Pianissimo die sentimentalen Elemente, die dem Text hier und dort anhaften, bis ins Unvernehmliche gedämpft). Strehler ist es durch dieses Verfahren gelungen, unlesbare oder unlesbar gewordene Dramen wieder für die Bühne zu gewinnen, aber man fragt sich doch, wie weit

dies bei einem Zeitgenossen berechtigt ist. In der Tat hat die Mehrzahl der italienischen Kritiker die originelle Leistung Dürrenmatts angesichts der Regie Strehlers nicht richtig erkannt. Man sieht in ihm eher das Ende als den Anfang einer Entwicklung, die man mit den Namen Brecht, Pirandello, Beckett und Wilder umreißt.

Diese grundsätzlichen Feststellungen möchten allerdings den hohen künstlerischen Wert der in ihrer Art folgerichtigen Regie Giorgio Strehlers und des hervorragenden Zusammenspiels der Schauspieler keineswegs schmälern. Die alte Dame wurde durch Sarah Ferratis wortkarges Spiel zu einem steinernen Gast, zu einem Gespenst, das den Jugendgeliebten zu einer makabren Hochzeit holte, Tino Carraro in der Rolle Ills nahm den Tod am Ende mit einer an Tschechows Gestalten erinnernden Resignation auf sich. Auch die Überschwenglichkeit des durch Tino Buazzelli dargestellten Bürgermeisters lockerte die Handlung nur scheinbar, da er sich bei näherem Zusehen als seelenloser Hollow Man entlarvt. Die beiden blinden Eunuchen (Armando Alzelmo und Gianni Tonolli) sind schon nicht mehr von dieser Welt, und die Gatten VII-IX zerplatzen wie Seifenblasen bei der ersten Berührung mit Claire Zachanassian. Der Lobgesang des Schlußchors mit seinem an Brecht erinnernden *fabula docet* wurde bei der Mailänder Aufführung, die auf das letzte Erscheinen des Sarges und der alten Dame verzichtete, zu einem Finale aufgegipfelt, dessen Wirkung sich niemand entzog.

Johannes Hösle

Die «Pro Musica» jubiliert

Anfangs der dreißiger Jahre flog den musikinteressierten Kreisen der Stadt Zürich ein kleines Werbeschreiben ins Haus. Es hieß darin unter anderem: «Einige Zürcher Musiker und Musikfreunde wollen in nächster Zeit den Versuch unternehmen, in bescheidenem Rahmen, das heißt ohne die Schaffung einer eigentlichen, kostspieligen Institution, Aufführungen neuer und gelegentlich auch unbekannter alter Werke der Kammermusik zu veranstalten. Offizielle und private Konzertunternehmen können erfahrungsgemäß der Musik der Lebenden sowie der heute in weitem Ausmaße wieder erschlossenen vorklassischen Musik nur in verhältnismäßig beschränkter Auswahl Rechnung tragen. Wertvolles Musikgut und vieles, was mindestens zur Diskussion gestellt werden müßte, kann heute nicht zu lebendigem Klingen kommen, weil die äußeren Aufführungsbedingungen fehlen. Sie zu schaffen ist unser Ziel. Vorwiegend einheimische Kräfte, gelegentlich auch die Komponisten selber und auswärtige Helfer werden sich als Interpreten in den Dienst der Sache stellen.»

Der Versuch gelang. Über Erwarten gut sogar. Rasch gewann die «Pro Musica» als Arbeitsgruppe, die zunächst durchaus das Gepräge einer Notgemeinschaft hatte, an Ansehen. 1935 schon übertrug ihr die «Internationale Gesellschaft für Neue Musik» (IGNM) die Wahrung ihrer Zürcher Belange. Hand in Hand damit ging eine Verlagerung der Tendenzen: man verzichtete nach und nach darauf, die vorklassischen Epochen mitzuberücksichtigen — leichten Herzens, fanden doch die einschlägigen Zeugnisse jener Zeiten erstaunlich schnell den Weg zum Publikum —; man beteiligte sich dafür immer häufiger an den Programmen der öffentlichen Konzertvereinigungen, soweit sie Neues betrafen und also der (ideellen) Unterstützung bedürftig waren. Im übrigen aber hielt man beharrlich an den einmal umschriebenen Prinzipien fest; im besonderen galt ohne jede Einschränkung das Wort vom

«sich in den Dienst der Sache stellen» weiter: nicht nur der Vorstand der «Pro Musica» versah seine Pflichten ehrenamtlich, auch die ausübenden Musiker gaben ihr Bestes, ohne für ihre Leistungen entschädigt zu werden.

Dieser Tage nun hat die «Pro Musica» den fünfundzwanzigsten Jahrestag ihrer Gründung gefeiert — mit einiger Verspätung zwar, aber deswegen nicht minder nachdrücklich. Sie hat ihn sozusagen auf zwei Ebenen festlich begangen. Sie hat einerseits in einer sorgfältig redigierten Broschüre Rechenschaft über ihre bisherige Tätigkeit abgelegt. Ihr, genauer: ihrem von Dr. *Hermann Leeb* verfaßten Vorwort entnahmen wir die Hinweise auf die Frühgeschichte der Gruppe; aus ihrem statistischen Teil, zu dem *Walter Frey* in mühevoller Kleinarbeit das Material zusammengetragen hat, geht im weiteren hervor, daß die «Pro Musica» im Lauf der Jahre und Jahrzehnte in 133 eigenen und 57 in Gemeinschaft mit anderen Institutionen veranstalteten Konzerten ihren Mitgliedern die Bekanntschaft mit insgesamt 855 Werken von 184 zeitgenössischen Komponisten vermittelt hat — eine Tatsache, die ausführlich zu kommentieren sich wohl erübrigt. Sie hat andrerseits aber auch auf ihrem ureigensten Feld des verstrichenen Vierteljahrhunderts gedacht und in einem Jubiläumskonzert vier Musikern das Wort erteilt, die alle mit der «Pro Musica» in engster Verbindung standen oder noch stehen.

Das mustergültig aufgebaute Programm umrahmten und stützten zwei größere Stücke von *Robert Blum* und *Willy Burkhard*, beide 1951 aufgezeichnet und beide in gewissem Sinne extreme Positionen im Oeuvre ihrer Schöpfer benennend: Blum wie Burkhard haben sich in ihrer Arbeit immer und immer wieder von barocken Gestaltungsprinzipien befruchten lassen, sind da aber, ohne ihre Eigenart zu verleugnen, in Ausdruckswelten vorgestoßen, die man mit den Mitteln des historisch orientierten Kontrapunktes sonst kaum je bewältigt findet. Robert Blums «Fantasie in drei Teilen», vier Holzbläser und vier Streicher zuziehend, wächst nach außen frei und scheinbar wild aus dem Kontrast zwischen einem rezitativisch expressiven und einem choralartig streng gebundenen Thema; sie gipfelt in steilen Steigerungen, in Ausbrüchen von zwingender Gewalt; sie funkelt in vielfach gebrochenen, bald glühend leuchtkräftigen, bald geisterhaft fahlen Farben — Farben, die freilich gleich den Ballungen und Entladungen im Satz stets auch tektonische Bedeutung haben, wie denn überhaupt das außergewöhnlich dichte, an prägnanten Gestalten eminent reiche Gewebe der «Fantasie» in jedem Augenblick vom Walten eines überlegen disponierenden Geistes zeugt: die Konstruktion setzt recht eigentlich in den Motiven der eingangs exponierten Figuren schon an, verfächert sie, variiert ihre Elemente und überspinnt von da aus den vorwiegend polyphonen Diskurs mit einem Netz von thematischen Beziehungen. Anders Willy Burkhards «Lyrische Musik» (in memoriam Georg Trakl). Ihre fünf Teile, erstaunlich weich, fast schwärmerisch und überaus geschmeidig — Prädikate, die Burkhards Schaffen sonst kaum zuzuordnen sind — ergänzen sich als wesentlich akkordisch empfundene, in sich geschlossene Bilder zum chromatisch eingefärbten Mosaik, dem über die geheimnisvollen stimmungshaften Bezüge hinaus lediglich noch die kurz aufblitzenden Zitate im finalen «Tombeau» Halt geben. Zwischen Blums «Fantasie» und Burkhards Trakl-Portrait, zwei Werken, die man bedenkenlos zu den gewichtigsten Dokumenten neuerer Schweizer Kammermusik rechnen darf, erklang neben *Adolf Brunners* spielfreudiger und elegant geformter «Sonate für Klavier» — uraufgeführt im ersten Konzert der «Pro Musica»! — als Novität *Klaus Hubers* Kammerkantate «Des Engels Anredung an die Seele»; eine aus ineinander verklammerten Zellen gefügte, ganz nach innen gekehrte Evokation frühbarocker Mystik, dem Geiste des späten Webern vielleicht ein wenig verwandt — nicht aber dessen Technik und schon gar nicht dessen Gebärdensprache: Hubers sparsame, drahtig gespannte und zugleich scheue und

verletzliche Musik ist heute schon weit weg von allen Modellen, gängigen wie bereits vergessenen; darin — und nicht nur darin — hat sie innerhalb der aktuellen Produktion ihresgleichen so bald nicht mehr.

Es sind in jüngster Zeit ab und zu Stimmen laut geworden, die der «Pro Musica» jede Daseinsberechtigung rundweg absprechen. Die Neue Musik, heißt es, habe heute längst nicht mehr so verzweifelt um Anerkennung zu kämpfen wie etwa noch unmittelbar nach dem zweiten Krieg; sie werde im Gegenteil vom Rundfunk gehätschelt und gewinne nachgerade auch in den «offiziellen» Programmen mehr und mehr Boden. Das mag, mit Bezug auf die Orchestermusik, einigermaßen zutreffen. Wie aber steht es im Bereich der intimeren Kunst? Welches Forum hätte sich in den vergangenen Jahren Burkhards «Lyrischer Musik», welches Blums «Fantasie» angenommen? Und wo hätte Hubers Kantate würdiger aus der Taufe gehoben werden können als in solcher Umgebung? Hat also nicht gerade das von glänzenden Interpreten bestrittene und obendrein erfreulich gut besuchte Jubiläumskonzert schlagend das Gegenteil bewiesen? — Die neue Kammermusik ist nach wie vor das Stiefkind unseres Musiklebens. Dem abzuhelfen ist die Aufgabe der «Pro Musica» heute so gut wie vor fünfundzwanzig Jahren.

Hansjörg Pauli